

**Marian Pankowski**

**Planet Auschwitz**

agenda

**Marian Pankowski**

**Planet Auschwitz**

Aus dem Französischen übersetzt von Rosemarie Golze



agenda Verlag

Münster

2010

## Bibliografische Information der Deutschen Nationalbibliothek

Die Deutsche Nationalbibliothek verzeichnet diese Publikationen in der Deutschen Nationalbiografie; detaillierte bibliografische Daten sind im Internet über <http://dnb.d-nb.de> abrufbar

© 2010 agenda Verlag GmbH & Co. KG

Drubbel 4, D-48143 Münster

Tel. +49-(0)251-799610, Fax +49-(0)251-799519

[info@agenda.de](mailto:info@agenda.de), [www.agenda.de](http://www.agenda.de)

Layout, Satz und Umschlaggestaltung: S. Eßer, W. Denner  
L.Garthoff

Autorenfoto: N. Hellyn, Brüssel

Druck und Bindung: SOWA Warschau/Polen

ISBN 978-3-89688-409-1

## Auschwitz.

Allein dieses Wort kann die historische und emotionelle Identität des in Polen vom Besatzer angelegten Vernichtungslager wiedergeben. Die unbedachte Verwendung des geographischen Terminus Oswiecim führt in diesem Fall hingegen zu einer Zweideutigkeit.

Das Deutschtum von Auschwitz, das war auch die gewaltsame Sprache der SS und der Kapos; darum findet man davon Spuren in dem hier vorliegenden Werk.

Das vorangestellte Zitat ist eine Hommage an einen europäischen Polen, der in einer aufgeklärten Sprache die Absurdität dieser armen Welt benannt hat.

Der Gegenstand dieser Abenteurer, er ist menschlich, menschlich ...

M.P.  
Brüssel, August 1997

*Die Welten wirbeln alle bald nach unten, bald nach oben. Jedes menschliche Wesen, jedes Würmchen ruft „Ich bin Gott“. Und jederzeit sterben sie, die Einen nach den Anderen. Die Kometen und die Sonnen verlöschen. Christ wird uns nicht mehr erretten, er hat das Kreuz mit beiden Händen ergriffen und es in den Abgrund geschleudert. Hörst Du, wie dieses Kreuz, die Hoffnung von Millionen Menschen, gegen die Gestirne prallt, in tausend Teile zerbricht, wie es immer weiter hinunter treibt, bis dass sich aus seinen Resten eine grosse Staubwolke erhebt? ...*

Zygmunt Krasinski, *Die Nicht-Göttliche Komödie*, Paris, 1835.

Heute ist mir Szymek wieder eingefallen, in dieser grossen Villa bei Brüssel, wo ich, als einziger Goy, die Zeichen des jüdischen Rituals der Beschneidung durchbuchstabiere. Ich schaue auf die Hände des Rabbis, während er den chirurgischen Eingriff mit eiligem Rezitativ synchronisiert.

Die Ergriffenheit der Anwesenden ist nahezu religiös, obwohl niemand mehr glaubt, dass Gott es heutzutage wagen würde, auf den Berg Sinai hinabzusteigen, um zu Israel zu sprechen, so als ob nichts wäre.

Der kleine Samuel bricht in Tränen aus.

— *Lekhaïm! Lekhaïm! Lekhaïm!* Wie sie erhebe ich meine Schale, um dem klitzekleinen Mann Glück. zu wünschen.

Ich navigiere in ihrer liturgischen Zeit. In meinem Sarmatischen Kahn schwimme ich in der Nähe ihres Floßes aus Zedernholz, das Holz, das Hiram Salomon schickte, um ihm gefällig zu sein.

Eine vergleichende Überlegung: sie schmieden die Kettenglieder der Generationen auf andere Weise als wir. Die Taufe des Heiligen Johannes gibt uns die Verheißung des Heils. Bei ihnen ist das

Blut des Neugeborenen das Zeichen des Bundes mit dem Herrn, hier, heute und morgen, ungeachtet Seiner Unbeständigkeit...

Als Szymeks Nummer beim Appell aufgerufen wurde, wusste ich ihm nichts zu sagen. Ich klammerte mich an das Wort „gewöhnlich“. Ich wiederholte:

— Es ist ein gewöhnlicher Transport. Sie werden Euch zu einer Fabrik oder einer Baustelle bringen. Du wirst sehen, dass es ein gewöhnlicher Transport ist. Und ich fügte hinzu — Auch wenn es unter den Bomben der Engländer ist ... auf jeden Fall ist es nicht das Gas oder das Crema.

Während die Kolonne der Häftlinge auf das Portal zuing, um zum Bahnhof zu gelangen, suchte ich nach einem Wort, in dem ich die Ergriffenheit einschliessen konnte, die mir die Kehle zuzschnürte. Ich dachte an Kumpel. Ein Pennälerwort. Verbündeter? Nein. Das war es nicht. Dieses Wort war ausschliesslich ideologisch, also unvollständig. Andere Wörter drangen auf mich ein, aber die Scham gegenüber der Gefühle behielt die Oberhand: Ich blieb bei Verbündeter.

Was hatte uns nähergebracht? Derselbe Block und die Stubengemeinschaft. Aber auch die polnische Sprache, die wir mit sinnlicher Freude handhabten. Und vielleicht die Tatsache, dass ich einen gebräunten Teint und haselnussfarbene Augen unter dunklen Brauen hatte, während Szymeks Augen von einem Blau waren, also einem Blau ...

Wir hingen beide den Ideen des „Sygnaly“ aus Lvov an. Wir fühlten uns dem Radikalismus dieser Revue nahe, die für die bürgerrechtliche Gleichstellung der nationalen Minoritäten kämpfte und gegen die Ungerechtigkeit gegenüber den Bauern protestierte; wir fühlten uns der allgemeinen Richtung der Artikel nahe,

die die faschistoiden Anwandlungen des „Polens der Obristen“ anprangerte.

An diesem Tage haben wir uns aus den Augen verloren.

Dann vergingen die Jahre, viele, viele Jahre. Eines Tages ein Brief aus München. Ein Umschlag aus feinem Papier; als Absender ein *Herr Doktor*, Leiter eines grossen Krankenhauses. Szymek! Er hatte meine Spur in einer Zeitschrift gefunden. Aufgewühlt erinnerte er sich an „diese Momente“, lud mich ein. Ein Haus, eine Frau und Kinder.

Dennoch stieg ich im Hotel ab. Ich erfrischte mich, wie man so sagt, und unter ständigem Geraderücken meiner Krawatte erwartete ich Szymecks Ankunft vor dem Hoteleingang. Er kam an. Einem perlgrauen Mercedes entstieg ein fülliger Mann. Ich suche Szymecks Augen und finde an deren Stelle nur schwere Lider. Er kommt auf mich zu, jedoch immer langsamer, weil er von seiner beigen Alpacka-Jacke die Asche des Krematoriums abstreift.

Aus Solidarität vollführte ich eine symmetrische Gestik. Ich streife mit meinen Händen über mein Christengesicht, um daraus die Blässe zu vertreiben, die mich bei dem Anblick dieses noch immer nach dem jüdischen Tod riechenden Lazarus befallen hatte.

Und erst als wir uns in die Arme fielen und uns wie zwei Kinder umarmten, die die physische Nähe verlegen macht, da erblickte ich seine tiefblauen Augen wieder.

Wir stehen immer noch da. Und als wir uns in Bewegung setzen wollen, suchen unsere Füße in aller Eile festen Boden. Denn beide stehen wir auf einer glatten Schwelle, anscheinend zu dem Hier, wo die Sonne scheint und die Lerche fliegt, doch ohne Zweifel eher zu dem Dort, zu der Asche, die in unseren Träu-



men unaufhörlich über eine Wüste voller Namen zu uns herüber brüllt.

Aber nun sind wir im Haus, bei Tisch. Ein für das gesamte Wohlwollen unserer Zeit offenes Haus. Eine Frau, eine Tochter, ein Sohn. Sie sehen mich an, ein Zweiter, der der Flammeninsel entkommen ist. Sie sehen diese Erscheinung im weißen Haar an, die bereit ist, in die Berichterstattung über die Seelenstärke, Kampf, Leiden und Opfer einzustimmen. „Dieser Professor und mein Vater — könnte sich die Tochter sagen — sie haben dort *das* erlebt.“

Szymek und ich sehen, *wie* die Lebenden uns anschauen. Wir hören die Stille, die sich durch ihre Schuld ausgebreitet hat. Und wir wissen, dass sie sich schrecklich unwohl fühlen, weil es ihnen nicht gelingt, uns endgültig einzuordnen.

Glücklicherweise erhebt sich ganz ganz sacht Szymecks Tochter, ein schönes, blühendes junges Mädchen, und lehnt sich mit der Hüfte gegen die väterliche Schulter. Ganz zart streicht sie mit der Hand über den Kopf ihres Vaters. Ein paar Sekunden, mehr nicht, dieser beruhigenden weiblichen Schönheit und Klarheit, dann, als hätte man ihn aus dem Schlaf gerissen, erhebt sich Szymek von seinem Stuhl, kreidebleich, nach der Leichengrube stinkend, und nackt. Über den Tisch hin streckt er seinen halb verbrannten Arm, um eine Rose aus Lachs von dem weissen Teller zu greifen.

Ich stehe ihm in nichts nach. Ich erhebe mich, nackt und ohne durch die Entlausung gegangen zu sein; die Hände über mein unbeschnittenes katholisches Glied gekreuzt; ich würde ja gerne den Schaumwein ergreifen, doch wie soll ich gleichzeitig das Loch in meinem Nacken verbergen?

Die Lebenden geben nach Kräften vor, nichts zu sehen, dass nichts geschehen ist, dass wir noch immer am Tisch sitzen und gleich mit Appetit essen werden. Dennoch stellt sich Stille ein. Und es handelt sich nicht mehr um die sprichwörtliche Gelegenheit für den Engel, uns seinen Flug direkt über uns bewundern zu lassen, es ist ... ein Abgrund in ihrer Erdenzeit, ein von unseren bloßen Körpern und unserem Geruch nach verbranntem Fleisch gerissener Abgrund, den sie in keine Metapher kleiden können.

Sie erheben sich hastig vom Tisch, täuschen vor zu glauben, dass wir das Essen und Trinken ihrer Wirklichkeit haben wollen; sie setzen uns weiterhin neue Teller unter die Nase ... aber von Weitem, um nicht die Grenze zu überschreiten, hinter der der Weg gerade zu den Krematorien führt, unter dem in Fetzen gerissenen, monotheistischen Himmel.

Ich lese die Lagererinnerungen der Anderen nicht. Seit fünfzig Jahren lehne ich Interviews ab und reagiere nicht auf Befragungen der Forscher über die deutschen Konzentrationslager. Sie wollen Fakten, immer dieselben, zu Lasten der ehemaligen, durch ihre Henkerrolle erniedrigten Sieger. Wurden Sie gefoltert? — Aber ja doch, und wie!, wäre man versucht zu antworten. Abstrakte, schwarzweissmalerische Fragebögen. Hohle Fragen. Es würde genügen, den Mist meiner drei Jahre im Lager hineinlaufen zu lassen, eine Schaufel Gips hinzuzufügen, damit der Historiker Gestalten à la Abkanowicz aufrichten kann, die gerade gut genug sind, ins Museum abgeschoben zu werden.

Abgesehen von diesen Formularen hat mir niemand Fragen gestellt. Nicht meine Nächsten, und nicht die Anderen. Im übrigen wusste man schon alles, und diese Kenntnis der Lager ließ sich in einem Wort zusammenfassen: „schrecklich“.

Manchmal beschlich jedoch mich der Zweifel. Es kam vor, dass ich mir sagte:

— Und wenn ich versuche, das alles zu beschreiben? Schließlich war ich ja da, und hier sind sie immer noch auf der Suche nach Zeugenaussagen ...

Dann erscheint mir, wie aus Widerspruchsgeist, eine morgendliche Szene meines *Kommandos*, der *Schlosserei* von Auschwitz, das Kommando der Asse, wie uns der aus einem Vorort von Warschau gebürtige Weissblecharbeiter Stasiak nannte.

Es ist Morgen. Einige Hundert Häftlinge stehen, sich der durch unsere Schlosserwerkstatt laufende Mittelallee zuwendend, den Rücken gegen die Werkische und Maschinen.

Der Kapo, schwarzer Wimpel<sup>1</sup>, brüllt: — *Mützen ab!* — Wir klat-schen unsere Mützen gegen die Schenkel und erstarren in Hab' Acht Stellung. Unser Unterscharführer ist noch nicht in Sicht. Er muss gerade an der Giesserei vorbeigehen, wo in der ersten Baracke die Jungs die Gitterstäbe der Öfen gießen.

Da ist er. Er kommt in unsere Werkstatt. Einen Augenblick lang bleibt er stehen, um den Bericht des Kapos zu hören, eines Nicht-Politischen mit glänzendem Kahlkopf. In schneidiger Uniform, das Käppi keck hoch geschoben, passiert er Polen, Deutsche und Schlesier Revue. Heute ist er guter Laune. Er schreit nicht. Er ist an der Schmiede vorbei und bleibt auf der Höhe der Weißblecharbeiter stehen. Er bohrt seinen Daumen in den gewölbten Bauch eines gedrunghenen Häftlings und ruft ihm in gespielt drohendem Ton zu :

— *Was sagst Du ?!*

---

1 Als „Asozial“ bezeichnete Häftlinge

Da schiebt der aus Brodno gebürtige Stasiak seinen Bauch noch weiter vor, denn er ist der gedrungene Häftling, und er leiert in einem Atemzug den Lieblingsvers des SS herunter :

— Pflanz sie in den Arsch, Chef, im Galopp.

Solcherart begrüßt, wirft der *Unterscharführer* dem Warschauer einen Blick zu und deutet ein Lächeln an, das nur die Weißblecharbeiter sehen. Heiter und leichtfüßig setzt er seinen Weg fort, kommt an der Lochmaschine vorbei, der ich mich im nächsten Moment zu bedienen vorgebe, das Gesicht vor Anstrengung verzerrend, wie es sich für einen schwer arbeitenden *Häftling* gehört.

Jetzt kommt der schlanke Unteroffizier vorbei an den Handwerksmeistern für Feinarbeiten. Sie sind diejenigen, die die für die Wohnungen der SS bestimmten Salontische und Leuchter herstellen. Sie erklimmen auch die Gipfel der Alchemie, wenn sie eine Handvoll jüdischer Kronen und Brücken in einen dicken Siegelring der SS verwandeln, „Erinnerung an Sorrente“ kunstvoll von einem polnischen Goldschmied zu Füßen des örtlichen Vesuvs eingraviert.

Unser *Unterscharführer* hat seinen Rundgang beendet. Der Kapo knurrt:

— *Mützen auf!* und dass wir wieder an die Arbeit gehen.

Wir setzen unsere Mützen wieder auf. Schon hört man das Kreischen der Feilen und das Hämmern der Werkzeuge gegen das Blech und natürlich den Schlaghammer der Schmiede.

Unser SS schrie fürchterlich, das stimmt. Er beschimpfte uns und bediente sich dabei immer desselben Attributs polnisch, das er an Misthaufen, Exkremete und meistens an ein Säugetier mit längerer Schnauze und mit einem in Seide gekleideten Körper anhing.

An den Tagen jedoch, wenn er sich vor den Weißbleicharbeitern hinstellte, haute er uns einmal nicht seine hysterischen Schreie um die Ohren. Für einen Augenblick passte er sich der Atmosphäre des Warschauer Vororts an, als würde er sich gerne von Zeit zu Zeit ein Glas polnischen Schnaps genehmigen. Dann wurden seine Augen heller, der Stahl schimmerte weicher bis ins Himmelblau. Ohne etwas zu sagen, ging er weiter. Und dieses Schweigen, dieses kurze Anhalten bei den Weißbleicharbeitern wirkten wie ein menschliches Wort inmitten der Tiraden aus Gewalt und Erniedrigungen, mit denen er uns sonst überhäufte. An einem solchen Tag zeigten wir unsererseits die glatten Gesichter der Kinder auf dem Pausenhof: Heute ist die Lehrerin nicht mit uns böse.

Es war selten, dass die Kapos uns schlugen. In der Kunstschmiedewerkstatt hatten wir es warm und trocken.

Na? Das konnte ich doch wohl nicht dem Forschungsleiter X, dem Verfasser des Fragebogens schicken.

Die Ankunft in Auschwitz selbst ist mir wie ein Sauerstoffschwall in Erinnerung. Unser Lastwagen hatte kaum angehalten, kaum hatte die Gefängniswache die von unserem Schweiß starrende Plane geöffnet, wurden wir von dem Gebrüll der SS empfangen:

— *Rrrrrrausss! Schnell ... schnell!*

Wir sprangen ungeschickt Einer nach dem Anderen vom Lastwagen, direkt unter den Schlägen eines meterlangen Knüppels. Ich fiel. Ich schützte meinen Kopf so gut es ging. Dann sprang ich auf die Füße und auf das Portal zu. Erst als ich bei denen anlangte, die da, wie Hunde hechelnd standen, atmete ich auf. Ich sog die Luft, den Raum in mich ein. An der Schulter fühlte ich einen Schmerz. Als ich am Boden lag, hatten mich Stiefeltritte getroffen.

Auf einmal Staunen. Jenseits des Portals sah man eine *Stadt*. Häuser aus rotem Backstein, Eines hinter dem Anderen. Aus ihnen kamen Leute heraus in blau-weissen Anzügen. Andere schoben Schubkarren auf der Straße. Da und dort ein Soldat.

Nach der engen und süßlichen Atmosphäre des Gefängnisses, wo wir die Entfernung zwischen Fenster und Toiletteneimer mit Reden füllten, die die Wirklichkeit leugneten, und wo wir dem Hunger Fantasien von österlichen Festessen zum Fraße vorwarfen, befand ich mich in einer Welt großzügiger Proportionen. Die Reihen der strengen Gebäude hatten ihre Straße, die Straße hatte ihre Passanten. Das Ganze badete großzügig in Frischluft.

Ein Gefühl von Erleichterung, die Suche nach glücklichen Vorzeichen. Ich hatte eins. Man hatte mir die Nummer 46333 gegeben. Diese drei Ziffern drei. Nomen est Omen, wenn das so weiter gehen könnte!

Ein Zufall! Ein Zufall?

Die Zeile über diesem Abschnitt hat einen doppelten Sinn. Der erste, bejahend, kommt von mir; den zweiten, fragend, habe ich aus Respekt für die von Mama gehegte Überzeugung hinzugefügt, dass ich die drei Jahre Lager dank ihrer Ave überlebt habe.

Es war am ersten Tag, einige Stunden nach Ankunft unseres Transports. Man hatte uns in Block elf untergebracht. Wir waren den Kommandos noch nicht zugeteilt. Inzwischen ließ man uns Ziegelsteine in das Obergeschoss tragen. Eine Stunde lang krümmte ich mich unter der Last von drei Ziegeln, unfähig einen Vierte aufzunehmen. Ein SS trieb uns an, hielt uns als Beispiel einen grünen Winkel vor, ein Dieb, Hurensohn, Kriegsgewinnler, der noch nicht die Zeit gehabt hatte abzunehmen und der fünf Ziegel auf einmal trug.

Dann kam die Gymnastik im Hof des Blocks, Kniebeugen, Hüpfen ... Der alte Unteroffizier konnte nicht mehr aufstehen. Ich, ich kannte das System dank des sadistischen Leutnants der Offizierschule der polnischen Infanterie. Ich wusste, dass es nur darauf ankam, die Zähne zusammen zu beissen.

Man gab jedem von uns ein Stück Brot und eine bräunliche Brühe. Ich aß und trank meine Ration, dann ging ich mit den Anderen hinaus auf die Strasse. Wir liefen anders als die „Stammgäste“ des Lagers, langsamer und um uns blickend. Auf einmal bleiben zwei Häftlinge auf unserer Höhe stehen. Einer zeigte dem Anderen meine Nummer.

— Guck, seit gestern ... viertausend!

— Ohne die da mitzuzählen — fügte der Andere hinzu, einen vielsagenden Blick gen Himmel werfend.

Sie entfernten sich, ohne uns auch nur mit einem Lächeln oder einem Wort der Aufmunterung bedacht zu haben. Nie werde ich wissen, ob sie wirklich ihr Erstaunen über das galoppierende demographische Wachstum ausdrücken oder nur ihr „Dienstalter“ hervorheben wollten.

Ich ging allein weiter, ganz mit Schauen und Vorwärtskommen beschäftigt. Plötzlich zuckte ich zusammen. Bei dem Anblick des Portals. Sofort machte ich kehrt, um nicht die Kieselsteine zu sehen, die ich heute Morgen in meinen Fäusten hielt, während mich ein Wüstling in Uniform mit Fußtritten bearbeitete. Ich kehrte um, als ein eleganter Häftling, in jeder Beziehung ähnlich den beiden mit dem demographischen Wachstum, mir den Weg abschnitt. Erst als er mich breit, über das ganze Gesicht anlächelte, erkannte ich ihn. Es war Z., ein Zahnarzt, ein Kumpel meines Bruders. Er besaß einen Wagen, was vor dem Kriege in unserer